



STARTWOCHEENZEITUNG

uni@landeszeitung.de

Eine Sonderbeilage der Landeszeitung

Freitag, 14. Oktober 2011

100 Millionen Euro für Innovationen

Der Innovations-Inkubator soll die Region fördern - wir erläutern die Fortschritte. Seite 2

Auf der Suche nach dem Billardzimmer

In den Kellern der Gebäude tauchen wir in die Bundeswehrgeschichte des Campus ein. Seite 3

Arbeitsräume für 1800 Erstsemester

Eva-Maria Werner und Afanwi Niba gewähren Einblick in Startwochen-Organisation. Seite 4

Ein Blick in die Medizin der Zukunft

Die medizinische Versorgung wird in den nächsten Jahren viele Neuerungen erleben. Was alles dazugehört, hat **Gesche Marie Hollweg** von Martin Braecklein erfahren.

Der Hirte, der einsam in einer Berghütte lebt, muss nicht mehr bei jeder Krankheit zum Arzt, um sich behandeln zu lassen. Die alleinstehende alte Dame, die in ihrer Wohnung stürzt, braucht keinen Notruf alarmieren. Und die chronisch Erkrankte kann ihre entscheidenden Körperwerte von einer medizinischen Zentrale fernüberwachen lassen.

Das alles hört sich utopisch an, aber es könnte schon in naher Zukunft flächendeckende Realität sein.

E-Health ist das Schlüsselwort, zu Deutsch „elektronische Gesundheit“. Martin Braecklein arbeitet bei Bosch Healthcare und beschäftigt sich tagtäglich mit der Medizin der Zukunft. Eine Zukunft, die von Begriffen wie e-Medikation und Telemedizin geprägt ist. Eine klare Definition zu geben, ist schwierig. „E-Health ist sehr weit gefasst und meint zunächst einmal nur, dass die elektronische Technologie in die Medizin Einzug nimmt“, erklärt Braecklein. Hier sind die Möglichkeiten bei Weitem nicht ausgeschöpft.

Insbesondere in Sachen Vernetzung und in Hinblick auf die Möglichkeit, schneller und effizienter zu arbeiten, sieht Braecklein großes Innovationspotenzial. Fehler, die vorher durch Informationslücken gemacht wurden, sollen mit den neuen Arbeitsabläufen vermieden werden. So können beispielsweise durch gespeicherte Daten direkt Medikamente für die Behandlung ausgeschlossen werden, gegen die ein Patient allergisch ist. Dadurch werden Komplikationen verhindert und keine unnötigen Beschwerden hervorgerufen.

Ein wichtiges Stichwort ist in diesem Zusammenhang die „Telemedizin“, die technisch-neutral formuliert eine „medizinische Leistungserbringung über eine Entfernung“ bezeichnet. Die Telemedizin kann sowohl als Wissenstransfer von Arzt zu Arzt



Zuhause vom Patienten selbst gemessen, werden die Vitalfunktionen automatisch an eine Zentrale geschickt. Foto: Bosch Healthcare

stattfinden, als auch von Arzt zu Patient. Dieser kann mit der neuen Technik in seinem gewohnten häuslichen Umfeld bleiben, misst zum Beispiel seinen Blutdruck - und dieser wird automatisch an eine medizinische Zentrale übertragen und dort direkt ausgewertet.

Bei kleineren Beschwerden wird man in Zukunft vermutlich gar nicht mehr zum Arzt gehen, sondern lediglich, wenn man ernsthaft krank ist. „Wir werden vorher schon bestimmte Checks per Ferndiagnose machen können und da schon direkt mit einer Rückmeldung aus einer medizinisch besetzten Zentrale abprüfen, ob alles in Ordnung ist“, sagt Braecklein. Für chronisch kranke Patienten bedeutet das zum Beispiel, dass sie täglich ihre Vitalfunktionen wie Blutdruck und Pulsfrequenz messen und diese von einer Zentrale aus-

gewertet werden. Dafür wird der Patient im Vorfeld geschult. „Wir geben ihm Mittel an die Hand, wie er seine Krankheit bewältigen kann.“

Primär soll E-Health dafür sorgen, „dass Informationen zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle sind“. Neue Technologien bieten viele Vorteile. Laut Braecklein können sie einen wichtigen Wandel in der Wahrnehmung der Krankheit bewirken: „Der Patient wird nicht mehr von der Krankheit beherrscht, sondern er beherrscht die Krankheit. Er fühlt sich sicherer.“

Die Leistungserbringer, also Ärzte, Kliniken oder Pflegedienste, können sich mit E-Health-Systemen „virtuell enger“ um ihre Patienten kümmern. Für die Kostenträger wie zum Beispiel Versicherungen führt die Innovation zu wesentlich kosteneffizienteren Lösungen. Krankheiten oder Komplikationen werden frühzeitig erkannt, und Krankenhausaufenthalte werden seltener. Das eingesparte Geld kann an anderen Stellen zum Einsatz kommen.

Doch was passiert, wenn der Arzt trotz der neuen Datenflut einen wichtigen Befund übersieht? Was ist mit dem Datenschutz? Braecklein sieht in dieser Hinsicht keine Probleme: „Den Umgang mit

sensiblen Daten kennen wir bereits vom Onlinebanking. Bei Patientendaten sorgen wir für noch mehr Sicherheit.“ Zusätzlich zu dem Problem der Datensicherheit stellen sich allerdings weitere Fragen: Möchten wir im Bett, an Kühlschränken oder Wohnungstüren oder an den Wänden Sensoren haben,

die alles überwachen können, damit es im Ernstfall schneller geht? Es gibt sicherlich ein gutes Gefühl, die kranken Eltern betreut zu wissen, ohne dass man selber vor Ort sein muss oder diese ihr Haus verlassen müssen. Aber will man das für sich selbst? Es wird sich vermutlich erst langsam herausstellen, wie viel Souveränität die Menschen an die Maschinen abzutreten bereit sind.

E-Health ist präsent und wird bald keine Medizin der Zukunft, sondern die Medizin der Gegenwart sein. In den USA gibt es bereits jetzt etwa 150.000 Patienten, die eine Betreuung in Form von Telemedizin täglich nutzen. Auch hier in Deutschland gibt es schon fünf- bis zehntausend Menschen, die Telemedizin anwenden, hauptsächlich aber noch in Forschungs- und Pilotprojekten. Wir sehen: Der Weg in die elektronische Gesundheitsversorgung ist bereits gebet.

Bei kleineren Beschwerden wird man in Zukunft vermutlich gar nicht mehr zum Arzt gehen.

„Der Patient wird nicht mehr von der Krankheit beherrscht, sondern er beherrscht die Krankheit. Er fühlt sich sicherer.“



Martin Braecklein arbeitet für Bosch Healthcare.

Foto: Lehne



Facebook me!

Nach der Telefonnummer zu fragen, wirkt heutzutage fast romantisch. Wozu auch telefonieren, wenn es doch viel schneller, einfacher und unpersönlicher geht? Dank Facebook könnte man sich rein theoretisch sogar die ersten paar Treffen sparen. Einmal das entsprechende Nutzerprofil ausgespäht und jeglicher Smalltalk-Gesprächsstoff, von Musikgeschmack bis Beziehungsstatus, ist abgehandelt. Facebook lädt zur Observation ein und ich kann nicht behaupten, dass ich diese Möglichkeit nicht nutzen würde.

Als Facebook in mein Leben trat, war die nationale Schranke vom längst überkommenen StudiVZ endlich passé und es war möglich, mit Menschen in Kontakt zu bleiben, die rund um den Erdball verstreut sind. Hin und wieder erwies sich das als äußerst hilfreich, aber in den meisten Fällen verhält es sich wie mit allen anderen zufälligen Begegnungen: Sie verstauben in einer viel zu langen Freundesliste. Zudem ist es mir bislang nicht gelungen, die russischen Statusmeldungen meiner Gastschwester zu entziffern, und es interessiert mich auch herzlich wenig, dass Sam, den ich vor Jahren in irgendeinem Backpackerhostel traf, mittlerweile geheiratet hat. Ich habe ein neues Hobby entdeckt: „Freunde“ löschen. Denn von über 300 „Freunden“ schreibe ich effektiv mit weniger als einem Drittel. Trotzdem mache ich mir darüber Gedanken, ob ich diese oder jene Person wirklich blockieren sollte, oder ob mich ihre nächsten Urlaubsbilder nicht doch amüsieren würden.

Früher hielt ich Menschen, die in ihren Freundeslisten nur 20 Leute beherbergen, für soziale Opfer. Heute sind für mich die Leute Opfer, die sich stundenlang durch fremde Profile klicken, permanent an ihrem iPhone, dem Facebook im Taschenformat, kleben und deren Konversationen sich keinen Gedanken weit von der Platt-



Ein Statusbericht von Marie Wuth

form entfernen. Ich beneide jeden, der sich nicht im sozialen Netzwerk verfangen hat und Einladungen zu Feiern noch mündlich erhält.

Mittlerweile macht mir Facebook Angst. Es ist ein Selbstläufer geworden, der mich scheinbar mehr beeinflusst als ich ihn.

Die Fotos vom letzten Blackout, die neue Freundin vom Ex, die Zeugen Jehovas; alles findet sich auf Facebook, und alles kann man „liken“ - sogar, dass der Hamster der Nachbarin gestorben ist.

KOMMENTAR

Werbeviren im Anmarsch: Bloß nicht anstecken!

von Paul Rietze

2006 plante eine rüstige alte Dame namens Mary Woodbridge ein Abenteuer: Sie wollte mit ihrem Dackel den Mount Everest besteigen. Eine verrückte Sache - und verrückte Sachen wecken Aufmerksamkeit. Gesponsert wurde sie dabei von einem Schweizer Outdoor-Ausrüster. Dieser tat alles dafür, das Vorhaben in die Medien zu bringen. So gab es schon bald eine Internetseite sowie zahlreiche Berichterstattungen in Fernsehen und Presse über Mary.

Die ganze Aktion stellt eine klassische virale Marketingkampagne dar. Denn wie sich später herausstellte, hatte Mary nie vor, einen Berg zu erklimmen, schon gar nicht den Mount Everest. Alles war von der Schweizer Firma nur inszeniert worden. Die Strategie dahinter: Ähnlich wie ein Virus seinen Wirt befällt, nutzt virales Marketing verschiedene Medien als Werbeträger, ohne dass diese davon wissen. Die Kunst besteht für die Macher darin, Werbebotschaften so zu verpacken, dass sie die Menschen nicht als solche wahrnehmen. Im Falle von Mary wurde so Werbung für Bekleidung in den Nachrichten untergebracht und von diesen verbreitet.

Mary hatte nie vor, einen Berg zu erklimmen. Schon gar nicht den Mount Everest.

Virales Marketing spielt ganz bewusst damit, dass die Menschen den verschiedenen medialen Genres und Formaten bestimmte Erwartungshaltungen bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit entgegenbringen.

So kursieren im Internet angebliche Amateurvideos, in denen unerschwinglich für ein Produkt geworben wird. Sie sind meistens besonders lustig oder beeindruckend. Die Betrachter stufen das in einem Amateurvideo Gezeigte in der Regel als echt ein, wodurch es an Attraktivität gewinnt und weiterempfohlen wird. Auch Nachrichten wie die über Mary werden meistens als seriös und glaubwürdig angesehen, was zu ihrer Verbreitung beiträgt.

In Zeiten schrumpfender Werbebudgets sind virale Werbestrategien kostengünstig und werden deshalb zunehmend angewendet. Einen Impfstoff dagegen gibt es freilich nicht. Will man kein unfreiwilliger Wirt sein, gilt es, die Augen offen zu halten und sich den heutigen Möglichkeiten medialer Manipulation bewusst zu werden. Nur weil ein Video in mäßiger Qualität und mit verwackelter Kamera gefilmt wurde, bedeutet das nicht, dass es eine Privatperson gemacht hat und deshalb keine kommerziellen Zwecke damit verfolgt werden.

Der Inkubator als Wirtschaftsmotor

An den Forschertischen sind noch Plätze frei. **Melanie Böhme** hat mit Frauke Wildvang und Oliver Opel über das Projekt gesprochen.

Wirtschaftsförderung in der Region - das ist das große Ziel des Innovations-Inkubators der Leuphana Universität. Seit 2009 läuft das Projekt, gefördert vom Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE) und vom Land Niedersachsen. Circa 100 Millionen Euro stehen dem Inkubator zur Verfügung. Doch was hat sich seit dem Start des Projektes getan, welche Erfolge konnten erzielt werden und wie sehen die Pläne für die Zukunft aus?

Die Erwartungen sind hoch, auch auf Seiten der Mitarbeiter. Frauke Wildvang ist die Leiterin des Business Development der Kompetenztandems, begleitet sie inhaltlich und in wirtschaftlichen Fragen, und sie ist Geschäftsführerin des Gesundheitsschwerpunktes. „Ich erhoffe mir, dass mit dem Inkubator viele Arbeitsplätze in der Region geschaffen werden und ein Leuchtturmprojekt für Wirtschaftsförderung aus der Uni heraus entsteht, welches dann EU-weit exportiert werden kann.“ Neben dem Thema Gesundheit, um das sich während der Startwoche alles dreht, werden im Inkubator Ideen und Geschäftsmodelle in den Bereichen Digitale Medien und Nachhaltige Energieerzeugung entwickelt und erforscht.

„Bereits jetzt haben sich viele posi-

tive Entwicklungen ergeben“, berichtet Wildvang. Im vergangenen Jahr wurden zahlreiche neue Projekte entwickelt und beantragt. Bisher wurden 13 Teilmaßnahmen, acht Kompetenztandems und sieben Forschungs- und Entwicklungsprojekte bewilligt. Weitere sollen in naher Zukunft folgen. Mehr als 100 regionale Wirtschaftspartner stünden mittlerweile in Kooperation zum Inkubator. Auch hier erfolgt ein stetiger Ausbau der Beziehungen. Unterstützt werden die Projekte von momentan 174 Mitarbeitern. Bis Ende des Jahres soll die Zahl auf 200 ansteigen. Zusätzlich sind 76 studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte beschäftigt. „Zurzeit sind bei Weitem nicht alle Stellen besetzt. Studenten sind aufgerufen, sich zu bewerben. Ich selber hätte in meinem Studium gerne ein solches Projekt begleitet“, betont Wildvang. Es werde überaus eng mit den Wirtschaftspartnern zusammengearbeitet.

„Ich erhoffe mir, dass viele Arbeitsplätze geschaffen werden.“

Ein Besuch beim Projekt „FeQuan“ bestätigt die erfolgreiche Entwicklung. Hier wird ein Sensorsystem zur Früherkennung von Ablagerungstendenzen von Eisen und weiteren Oxiden in Wassersystemen entwickelt, erläutert der wissenschaftliche Mitarbeiter Oli-

ver Opel. Durch das Sensorsystem können früh Ablagerungen in Rohren, Filtern und Pumpen erkannt und behoben werden, hohe Reparaturkosten vermieden werden. „Das System konnte im vergangenen Jahr patentiert und erfolgreich auf die Funktionalität im realen System überprüft werden. Der Vergleich mit einer Standardmethode zeigt, dass die Messwerte übereinstimmen. Das macht Mut für die Zukunft“, berichtet Opel. In nächster Zeit wird die Anzahl der Testanlagen von zwei auf vier erhöht und es werden weitere Tests in Gebäuden und Anlagen durchgeführt. Bald geht „FeQuan“ in den Langzeittest: im Wasserwerk Gifhorn. Parallel wird mit dem Wirtschaftspartner, der Franatech GmbH aus Adendorf, an der Entwicklung eines Prototyps gearbeitet.

Uni-Vizepräsident und Inkubator-Chef Holm Keller zeigt sich optimistisch für die Entwicklung des Inkubators. „Wissenschaft soll so in erfolgreiches Wirtschaften übersetzt werden, dass Impulse für die Wissenschaft und die Menschen in der Region, für ein Florieren des Standortes, seiner Innovationsfähigkeit und einem Gesamtbeitrag für die Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland folgen“, sagte Keller im Interview. Die Zukunft des Inkubators bleibt spannend.



Oliver Opel vom FeQuan-Projekt.



FeQuan will Rost im Rohr schnell erkennen.



Dr. Frauke Wildvang. Fotos: Lehne

Im Wartezimmer

Die Rettung aus dem Supermarkt-Inferno

von Saskia C. Schmidt

Für mein leicht zu erhitzendes Gemüt sind Supermärkte und die Warteschlangen an den Kassen reinste Brandbeschleuniger. Es lässt sich mit einem kleinen, permanent lodernen Feuerchen vergleichen. Im Supermarkt wirft jeder zweite Mensch ein kleines Stück Papier hinein bis zu einem flammenden Inferno. Und das ist nicht schön.

Sobald ich drin bin, geht es los. Im Gegensatz zu vielen Mitmenschen weiß ich, was ich brauche und wo ich es finde. Der Supermarkt ist schließlich keine Jahrmacht, an dem ich meine Freizeit verbringen muss. Ich gehe also schnurstracks zu den Tomaten. Dort steht auch schon ein älterer Herr, der das erste Papierstückchen in meine Gemütsflamme wirft. Er begutachtet jede Tomate genau, bevor er sich umdreht und doch lieber zu den Gurken greift. Aber noch geht es meinem Gemüt den Umständen entsprechend gut.

Weiter zu den Nudeln. Doch der Gang ist bedauerlicherweise von zwei schwatzenden Frauen und ihren vollgepackten Einkaufswagen verstopft. Nachdem ich mich durch eine Wolke

aus Tratsch zu den Vollkornnudeln vorgekämpft und nebenbei nach dem Pesto Calabrese gegriffen habe, geht es auch schon weiter in Richtung Kasse. Wie gesagt, ich bin schnell.

Hier wird das Strohfeuer zum Flächenbrand. Als Erstes fällt mir der Teenager vor mir auf, der seine drei Flaschen Energy-Drink und fünf Tüten Chips so akkurat auf das 1,50 Meter lange Laufband verteilt hat, dass für meine Sachen kein Platz mehr ist. Dann bleibt er auch noch genau so stehen, dass ich nicht einmal ansatzweise an die Kasse komme. Währenddessen schiebt mir die ältere Dame hinter mir energisch ihren Einkaufswagen in meine Kniekehlen. Das Einzige, was einen vulkanartigen Gemütsausbruch noch verhindern könnte, wäre eine Superkassiererin mit acht Armen und Zauberhänden, die drei Kunden gleichzeitig versorgt. Die gibt es zwar nicht, dafür aber perfekte Feuerlöcher in Griffnähe: die Schoko-Riegel.

Denn schließlich kenne ich mich und mein Gemüt nun seit fast 25 Jahren und weiß inzwischen, wie ich Supermarkt-Katastrophen im letzten Moment verhindern kann.



Impressum

Chefredakteur: Björn Ahrend

Chef vom Dienst (CvD): Christoph Aberle

Layout:

Marie Jansen, Corinna Kröger

Bildredaktion:

Svenja Butenschön, Annabell Lehne, Julia Nordholz, Franziska Schkade

Redaktion (Print und Online):

Felicitas Arnold, Melanie Böhme, Ann-Christin Busch, Natalja Fischer

Anastena Gerst, Gesche Marie Hollweg, Anja Lakenmacher (Online)

Paul Rietze, Saskia Carolin Schmidt, Hanna Schwormstedte

Bianca Wagner (Online), Marie Wuth

www.startwochenzeitung.de

Herr Kranich inmitten der 40 Akteure

Ann-Christin Busch sprach mit Christoph Kranich über die Bedürfnisse von Patienten und Studenten.

Wie empfanden Sie den Kontakt mit den Studenten an der Leuphana?
Es war intensiv. Ich bin gar nicht mit meinem Vortrag fertig geworden, da die Studenten häufig und interessiert nachgefragt haben.

Welche Fragen wurden am häufigsten gestellt?

Ein großes Thema war Bürgerversicherung versus Kopfpauschale. Ich habe uns deutlich für die Bürgerversicherung positioniert, weil wir ein gerechtes Gesundheitssystem wollen. Etliche Studenten hakten nach, da nicht allen der Unterschied bekannt war. Ich habe gemerkt, man muss vieles von Grund auf erklären.

Was muss aus Ihrer Sicht getan werden, um das Gesundheitssystem zu verbessern?

Zunächst ist es zu kompliziert. Das habe ich auch im Gespräch mit den Studenten gemerkt. In der Schule, lernt man darüber ja kaum etwas. Dazu kommt, dass die vielen Reformen es unübersichtlicher gemacht haben. Meine Hauptkritik besteht darin, dass es keine Verbesserungen durch Konsens geben sollte. Bei 40 Akteuren, von denen einer Patient ist, bedeutet es, dass 39 etwas anderes wollen. Das Gesundheitswesen ist eine Ansammlung von Akteuren, die lediglich ihre eigenen Interessen vertreten. Das muss sich ändern.

Welches sind die häufigsten Probleme, mit denen sich Patienten an die Verbraucherzentrale wenden?

Die Frage „Wie soll ich mich krankenversichern?“ kommt in letzter Zeit häufig vor. Dies ist seit 15 Jahren freigegeben, jeder kann sich eine Kran-

kenkasse aussuchen. Viele Fragen drehen sich auch um den Wechsel zwischen den Systemen gesetzliche und private Krankenversicherung.

Sind die Menschen durch mediale Angebote wie das Internet heute besser informiert, was das Gesundheitssystem angeht?

Sie sind informierter aber verwirrt, da es viele Informationen gibt, die sie bewerten haben möchten. Um zu erfahren, wem sie glauben können, kommen sie zu uns. Wir versuchen daher unsere Informationen so frei wie möglich von Interessen Anderer zu machen. Das Gesundheitssystem muss eine öffentliche Veranstaltung werden, und keine bei der Leute auf Geld aus sind. Wer deshalb im Gesundheitssystem arbeitet, macht etwas falsch. Wenn Privatisierung, dann bitte als gemeinnützige GmbH.

Sind Sie dafür, dass ausschließlich die Versicherten über ein neues Gesundheitssystem bestimmen?

Der Patient sollte eine gewichtige Stimme haben. Im Vortrag habe ich ein Bild gezeigt, auf dem die Stakeholder den Patienten untergeordnet waren. Es nützt nur nichts, wenn die Patienten oben stehen und nichts zu sagen haben. Die wichtigen Regulatoren Staat, EU, Gerichte und so weiter müssen deren Interessen aufnehmen. Regulatoren und Patienten sollten zusammenarbeiten.



Christoph Kranich: „Das Gesundheitssystem ist zu kompliziert.“ Foto: Butenschön

Heute wird das beste Gesundheitskonzept der neuen Studierenden ausgewählt, werden Sie live dabei sein?

Ich werde mir das unbedingt ansehen. Es interessiert mich, da es von der Konstellation her ein bisschen schwierig ist. Es gibt nur einen, der Patienteninteressen vertritt. Wie man die angemessen einbringen kann, darauf bin ich sehr gespannt.

Zur Person

Der Diplompädagoge **Christoph Kranich** machte zunächst eine Ausbildung zum Krankenpfleger. Er war drei Jahre geschäftsführender Mitarbeiter der Patienteninitiative Hamburg und absolvierte ein Weiterbildungsstudium im Sozial- und Gesundheitsmanagement. Seit 1995 leitet er die Fachabteilung Gesundheitsdienstleistungen der Verbraucherzentrale Hamburg.



Ein Blick in die Zukunft: Wie ist es, alt zu sein?

Anja Lakenmacher wagt den Selbstversuch: Im Alterssimulationsanzug erlebt sie einen Tag als 70-Jährige und versteht, wieso ihr alte Leute immer wieder vor das Fahrrad laufen. Die Fotos hat **Svenja Butenschön** gemacht.

Stress, Unbehagen, Schmerzen. GERT macht es mir wirklich nicht leicht. Ich bin 70 Jahre alt, erschöpft und wünsche mir einfach nur das, wogegen ich mich als Kind immer so gestraubt habe: Mittagsschlaf. GERT, der GERontologische Testanzug zur Alterssimulation, macht mich einen Tag lang zur Seniorin. Mit meinen eigentlich 24 Jahren wage ich den Selbstversuch: Wie ist es, alt zu sein?

Im Domicil-Seniorenheim Hamburg-Heimfeld treffe ich Ute Sünderhauf, die mir den mehrteiligen Anzug anlegt. Schritt für Schritt werde ich mit Hilfe verschiedener Gewichte, Manschetten und Bandagen in meiner Beweglichkeit eingeschränkt. Sie setzt mir eine Brille mit Gelbstich und eingeschränktem Sichtfeld sowie einen Gehörschutz auf. Ich trage Handschuhe, die Tremor (Alterszittern) und Spastiken erzeugen. Es gibt acht Stufen. Die erste ähnelt dem Gefühl

eingeschlafener Finger, ich schaffe es bis zur vierten. Jetzt geht's los.

Im Wohnbereich 3 steige ich aus dem Bett. Meine Kniegelenke sind steif, ansonsten fühle ich mich aber noch fit. Als die elektrischen Impulse durch meine Hände zucken, würde ich den Versuch jedoch am liebsten abbrechen. Meine Finger verkrampfen sich und es fühlt sich an, wie im Winter die eiskalten Hände auf die warme Heizung zu legen. Das permanente Zwickeln und Zittern geht mir schon jetzt gehörig auf die Nerven, im wahrsten Sinn. Ich ziehe los und erkunde mein neues Zuhause. Für die Bewohner ist der Anzug keine Besonderheit mehr, er wird zu Schulungs- und Ausbildungszwecken häufig genutzt. In den Fluren grüßen mich nette ältere Damen und Herren im Rollstuhl oder am Rollator. Mit 24 würde ich sie überholen, mit 70 liefern wir uns ein Rennen im Schnecken-

tempo. Meine Arme fühlen sich unglaublich schwer an, ich möchte sie am liebsten ständig irgendwo ablegen. Ich nehme an einem Tisch im Flur Platz, den Stuhl muss ich mit einer halben Drehung um die eigene Achse suchen. Mit Halskrause und Brille

Zitternde Hände, getrübler Blick: Ein Tag als Seniorin ist überaus anstrengend.

kann ich den Schulterblick kaum bewältigen. Ähnlich ergeht es mir mit Stufen, Hilfe suchend greife ich instinktiv nach dem Handlauf. Schleicht in der Stadt eine alte Frau wegen des stützenden Treppengeländers im Gegenverkehr rum, bin ich genervt. Jetzt schäme ich mich dafür. Frau Sünderhauf erklärt mir nebenbei die Abläufe im Heim. Wegen der Kopfhörer fällt es

mir stellenweise schwer, die leisen Worte zu verstehen.

Anschließend gehe ich in den Supermarkt. Eine Gleichgesinnte schiebt ihren Rollator durch die Gänge und ich stelle schnell eine Veränderung in meinem Denken fest: Ich bin nicht genervt, sondern geduldig. Aus der Kühltruhe, deren Schiebetür mir nun vorkommt wie ein Betondeckel, ziehe ich eine Packung Spätzle. Die Plastikfolie ist rutschig, die Schrift verschwommen. Das Münzengreifen an der Kasse klappt erstaunlich gut, das Warten auf den Kassensbon mit erhobenem, geschwächten Arm dagegen weniger.

Auf der Straße mit ihrer Geräuschkulisse, den Fußgängern, Radfahrern und den vielen Schildern bin ich überfordert. Ich sehe, höre und reagiere nacheinander anstatt gleichzeitig und habe das Gefühl, überall im Weg zu stehen. Einer alten Frau, die mir

direkt vor das Fahrrad läuft, werde ich von nun an nicht mehr böse sein. Der Weg ist anstrengend, weil die Gewichtsweste das Atmen erschwert.

Der Simulationsanzug dient der Überprüfung seniorengerechter Einrichtungen. Er soll aber auch Verständnis wecken für die physischen und psychischen Belastungen, die das Alter mit sich bringt. Ein Mal in die Seniorenrolle schlüpfen - und ich weiß, weshalb die Betroffenen resignieren und wütend sind. Plötzlich ahne ich, was es bedeutet, seine Selbstständigkeit nach und nach aufgeben zu müssen. Der Gedanke, dass sich zu den Schmerzen in Händen und Hüften vielleicht noch eine Altersdemenz gesellt, macht mir Angst. Das erste Drittel meines Lebens liegt bereits hinter mir. Als ich den Anzug ablege, fühle ich mich erleichtert - und beschließe, die restlichen zwei Drittel so aktiv wie möglich zu erleben.

Stipendien für Erstsemester

Für neue Studierende der Leuphana, die neben den Vorlesungen und Seminaren Praxis-Erfahrung sammeln wollen, gibt es verschiedene Förderungsmöglichkeiten. Eine davon ist ein Stipendium der Otto Group. Es richtet sich speziell an Studienanfänger an der Universität, bewerben können sich daher nur Erstsemester.

Jedes Jahr können zwölf Studierende der Leuphana ihr Studium durch praktische Erfahrungen in dem weltweit agierenden Unternehmen ergänzen. Das Programm umfasst ein monatliches Büchergeld in Höhe von 120 Euro sowie zwei bezahlte Praxisphasen, einmal zwischen dem zweiten und dritten sowie dem vierten und fünften

Semester. Die Praxisphasen sind mit 800 Euro beziehungsweise 1000 EUR pro Monat vergütet und bieten außerdem ein weiterführendes Förderprogramm.

Das Programm bietet die Möglichkeit, den persönlichen Erfahrungshorizont zu erweitern und Einblicke in ein weltweit agierendes Unternehmen zu erhalten. Anfragen an die Koordinatoren an: otto-stipendienprogramm@leuphana.de

Allgemein können sich Studierende auf www.leuphana.de/services/studierendenservice/studienkosten/stipendien.html über Stipendien und Förderungsmöglichkeiten informieren.

Auftakt bei Kino und Kultur

Alle Erstsemesterstudenten an der Leuphana haben am kommenden Montag freien Eintritt zur ersten Vorstellung des Uni-Kino-Referates. Ab 20 Uhr läuft die Serienverfilmung „Scott Pilgrim vs. The World“ im Hörsaal 3 - ein Coming-of-age-Film, in dem es um Liebe und viel Rockmusik geht.

Auch das Kulturreferat lädt am

Donnerstag, 20. Oktober, zum ersten Konzert ins AstA-Wohnzimmer im ersten Stock in Gebäude 9.

Die Band „Frederik“ aus Schweden wird Indie-Rock vom Feinsten präsentieren. Besonderer Bonus für alle Ersties: Pro Person wird jeweils ein Freigetränk spendiert. Los geht es um 21 Uhr.

Was machen diese Hügel da auf dem Campus?

Von **Felicitas Arnold**

Der Campus ist praktisch ein alter Freund, den wir täglich besuchen, und doch hat er einige Geheimnisse vor uns.

So war er bis zum Ende des Jahres 1993 Standort der Deutschen Bundeswehr. Die Mensawiese und die Fläche des Biotops waren Paradeplätze, auf denen salutierte statt gelernt wurde.

„Früher befand sich auf dem Campus sogar eine Tankstelle für die Panzer der Kaserne“, erzählt Christoph Stegen, der für die Betriebstechnik zuständig und somit ein Experte für das Gelände ist.

Auch Doris Schwarz vom Gebäudemanagement der Universität weiß mehr über den Campus als die meisten. „Wenn man die geheimnisvollen Hügel zwischen Gebäude 5 und 7 und vor Gebäude 8 genauer betrachtet, wird man unscheinbare Deckel entdecken. Sie führen in bunkerartige Keller, die mit den jeweiligen Hauskellern verbunden sind. In Kriegzeiten waren sie Notausgänge für den

Fall, dass eine Bombe gefallen wäre.“

Aber nicht nur unter den Häusern zeigen sich noch Spuren der Campusgeschichte. Auch auf den Dächern der Gebäude existieren noch aus Kriegzeiten so genannte „Sargdeckel“ aus Beton, die die Gebäude vor Bombensplittern schützen sollten.

Doch zurück in den Keller. Ein Gerücht hat sich breit gemacht, auf dem Campus gebe es ein Billiardzimmer. Nachdem Herr Stegen zugibt, dass er es zwar schon einmal besucht hätte, hierzu aber keine Stellung nehmen möchte, verrät Frau Schwarz, dass das Zimmer existiere. In welchem Gebäude es sich genau befindet, gibt sie jedoch nicht preis. Nur soviel:

Da die Kellerräume der Universität früher privat vermietet wurden, haben sich vor einigen Jahren einige Mitarbeiter der Leuphana privat ein Billiardzimmer am Arbeitsplatz angemietet. Noch heute stehe der Billardtisch in einem Aktenkeller, sagt Schwarz. Man muss ihn nur finden.



Drei Dinge haben mich bewegt, an die University of Witwatersand zu gehen: Ich wollte eine Kultur außerhalb Europas kennenlernen, Fächer studieren, die zu Hause nicht angeboten werden, und das Ganze bitte auf Englisch.

Ich bin bereits mitten in der Klausurenphase des Sommersemesters aufgebrochen. Vor Ort blieb mir dann nur ein Wochenende Zeit, mein Leben in der noch neuen Heimat zu organisieren. Eine Einführungswoche von der Uni gab es nicht. So musste ich mich auf die Hilfe vom International Office verlassen, auf die Erfahrungen von andern Austauschstudenten und natürlich auf den eigenen Entdeckergeist. Wo ist der nächste Supermarkt? Wo finden die Vorlesungen statt? Der übliche Desorientierung eines Austauschstudenten also. Besonders schwierig fand ich es zu Beginn, fast jede Woche Essays und Tests zu schreiben. Aus Deutschland war ich den einmaligen Klausurenblock am Ende der Vorlesungszeit gewohnt.

Jetzt, nach zwei Monaten hier, habe ich mich gut eingelebt. Ich finde Südafrika überaus faszinierend. Land und die Menschen sind unglaublich freundlich und aufgeschlossen. Wenn es ein Multikulti-Land gibt, dann Südafrika mit elf offiziellen Sprachen und diversen Ethnizitäten. Doch auch die großen Probleme des Landes wie Armut und die hohe Kriminalitätsrate bekomme ich mit.

Für meine verbleibenden Monaten freue ich mich besonders auf das Reisen im Anschluss an die bald anstehenden Klausuren. Denn ich möchte mehr von dem Land entdecken, das mich mit seinen extremen Gegensätzen so in den Bann gezogen hat.

Matthias Kerkemeyer
23 Jahre
Leuphana:
Wirtschaftspsychologie
Johannesburg:
Psychologie mit naturwissenschaftlichem Schwerpunkt

Omas Gesundheitstipps auf dem Prüfstand

Bei Erkältung: Fliederbeersaft

Oma Emmi rät:

Ein weiteres Mittel gegen Erkältung ist heißer Fliederbeersaft. Am allerbesten natürlich von Fliederbeeren aus dem eigenen Garten. Den Saft vermische man ungefähr zu gleichen Teilen mit kochendem Wasser, damit Husten und Schnupfen so schnell es geht wieder verschwinden. Wenn man es etwas süßer mag, kann man nach Belieben zuckern. Noch besser als der reine Saft ist ein Fliederbeergrog. Das Besondere dabei ist, dass nicht nur Saft mit heißem Wasser gemischt wird, sondern zusätzlich ein Schuss Rum hinzugegeben wird.

Doktor Wieg erklärt:

Heißer Fliederbeersaft wirkt auf die gleiche Weise wie Heiße Zitrone oder Tee mit Honig: Durch das Trinken der heißen Flüssigkeit schwellen die erkältungsbedingt gereizten und geröteten Schleimhäute ab. Damit wird der Erkältung ganz gezielt entgegengewirkt. Der Fliederbeersaft soll zusätzlich auch die körpereigenen Abwehrkräfte stärken. Mit seiner Reichhaltigkeit an Vitaminen ist der Saft nicht nur zur Bekämpfung bereits der ersten Anzeichen von einer Erkältung nützlich, sondern auch als Vorbeugung sehr gut geeignet.



Und was hast du so gemacht?

Weltretter, Weiterdenker, Schaffhüter oder Pizzabote? **Marie Wuth** und **Natalja Fischer** haben herausgefunden, was die Erstis im letzten Jahr getrimmt haben. Die Fotos hat **Julia Nordholz** gemacht.



Marie Nürberg, 20, Hamburg: „Bevor ich angefangen habe zu studieren, bin ich gemeinsam mit Freunden drei Monate durch Chile und Bolivien getrimmt. Danach habe ich noch unglaublich viel in der Langen Reihe in Hamburg gekellert.“



Lion Günther, 20, Berlin: „Mit der Organisation 'Weltwärts' bin ich ein Jahr lang nach Malaysia gegangen und habe dort in einem Nationalpark gearbeitet. Beim Bäume fällen und Schafe hüten kam mir die Idee Umweltwissenschaften zu studieren.“



Jonas Rey, 18, Ecke Buchholz: „Vor dem Studium hatte ich drei verschiedene Jobs. Ich habe in einer Online-Werbeagentur und in einem Jugendzentrum als Aufpasser gearbeitet. Außerdem war ich Pizzabote bei 'Smileys!'“



Lara Manukyan, 21, Hamburg: „Nach dem Abi habe ich zwei Monate lang einen Sprachkurs in Business English in London gemacht, weil ich später international arbeiten möchte. Jetzt fange ich an, Kulturwissenschaften und BWL zu studieren.“



Harry Stott, 27, Hamburg: „Letztes Jahr habe ich mein Fachabitur in Wirtschaftswissenschaften und Verwaltung nachgeholt. Nebenbei stand ich im Squash-Center hinter dem Tresen und habe dort auch als Trainer gearbeitet.“



Jana Schubert, 20, Hamburg: „Ich habe ein Praktikum in der 'Spiegel-TV'-Redaktion gemacht, wo ich jetzt als Redaktionsassistentin weiterarbeite. Zusätzlich habe ich Jugendarbeit in der Kirche gemacht und an einer Tankstelle gejobbt.“

Ein Blick hinter die Kulissen

Afanwi Niba und Eva-Maria Werner erklären **Bianca Wagner**, was es bedeutet, die diesjährige Startwoche zu organisieren.

Wie lief die Organisation der Startwoche im Vorfeld ab?

Niba: Die Organisation betrifft alles von der Logistik bis zum Thema der Startwoche. Die größte Herausforderung dieses Jahr sind 50 Prozent mehr Studierende und das hat Auswirkungen auf alles, was wir planen, wie beispielsweise Führungen durch die Universitätsbibliothek.

Wer gehört alles mit zum Startwochenteam?

Niba: Innerhalb des Startwochenteams gibt es ein Konzeptionsteam, das aus Lehrenden besteht, und dem Organisationsteam, das für die Durchführung verantwortlich ist und dem wir auch angehören. Die Teams arbeiten eng zusammen. Wir beide sind beispielsweise Teil des Konzeptionsteams und leiten das Organisationsteam.

Werner: An der Organisation der Startwoche sind mehr als 30 Personen beteiligt. Ohne unsere studentischen Hilfskräfte könnten wir ein solches Projekt nicht stemmen. Neben vielen weiteren gehören zu ihren Aufgaben die Vorbereitung der Gruppenräume, die Betreuung des Info-Points oder die Bereitstellung von Arbeitsmaterialien.

Was ist während der Startwoche eure Aufgabe?

Niba: Für uns ist es wichtig, den Überblick über das Gesamtprojekt zu behalten. Wir koordinieren das Team und begleiten deren Aufgabenbereiche, die mit viel Eigenverantwortung wahrgenommen werden.

Werner: Außerdem sorgen wir täglich dafür, dass Tutoren, Mentoren und Experten mit wichtigen Informa-

dierenden hier „einfallen, soll der reguläre Universitätsbetrieb trotzdem weitergehen. Wir haben uns um ein gutes Miteinander aller Universitätsmitglieder bemüht.“

Niba: Im Vorfeld haben wir die Universität nach zusätzlichen Gruppenräumen abgesucht, damit alle Studierende eine angenehme Gruppenarbeitsstation haben. Zudem wurde der Busshuttle zwischen der Leuphana und dem Bahnhof aufgestockt.

Werner: Die Versorgung wurde dezentral organisiert, um lange Wartezeiten in der Mensa zu vermeiden.

Wie seid ihr zu diesem Projekt gekommen und was habt ihr vorher gemacht?

Werner: Ich habe Wirtschafts- und Sozialwissenschaften hier in Lüneburg studiert. Im Anschluss war ich im Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in Hamburg tätig und habe in regelmäßigen Abständen als Projektleitung verschiedene Veranstaltungen an der Leuphana organisiert.

Niba: Ich habe zuerst Amerikanistik in Hamburg und dann Politikwissenschaften in den Vereinigten Staaten studiert. Danach habe ich Praktika gemacht und bei verschiedenen Organisationen Projekte geleitet. Bevor ich mich für das Projektmanagement der Startwoche beworben habe, war ich im Präsidium der Leuphana tätig.



Afanwi Niba und Eva-Maria Werner sind die Köpfe des Organisationsteams. Fotos: Schkade

tionen versorgt werden. Sie sind in direktem Kontakt mit den Studierenden, können uns sagen, wo der Schuh drückt und was wir am nächsten Tag noch besser machen könnten.

Welche Vorbereitungen wurden für die 50 Prozent mehr Studierenden getroffen?

Werner: Die hohe Zahl der Erstsemester betrifft fast alle Aufgabenbereiche. Wenn die 1800 neuen Stu-

Wichtige medizinische Entdeckungen: die Röntgenstrahlen

von **Paul Rietze**

Im Jahre 1895 beobachtet der deutsche Physiker Wilhelm Röntgen (1845-1922) im Physikalischen Institut der Universität Würzburg, dass bestimmte Gegenstände in der Nähe einer Kathodenstrahlröhre zu leuchten beginnen, obwohl sie abgedeckt sind. Für dieses Phänomen macht er die von ihm sogenannten „X-Strahlen“ verantwortlich.

Diese sind, wie Licht oder Radiowellen, elektromagnetisch, können also reflektiert und gebrochen werden. Dabei besteht ihre entscheidende Eigenschaft darin, dass sie feste Stoffe durchdringen und dabei von verschiedenen Materialien unterschiedlich stark verschluckt werden. Da sie auch fluoreszierend sind, hinterlassen sie ein Bild auf lichtempfindlichem Material, genau wie bei Fotografien. Die Strahlen waren zwar

schon vorher von anderen Wissenschaftlern erzeugt worden, jedoch ohne dass diese ihre Ergebnisse veröffentlichten. Dies tut Röntgen im Dezember 1895 unter dem Titel „Über eine neue Art von Strahlen“.

Die Einführung der dann später nach ihrem Entdecker benannten Röntgenstrahlen verursacht eine Welle der Verwunderung, sowohl in der Gesellschaft als auch in der Wissenschaft. Auf einmal ist es möglich Bilder des Körperinneren zu machen, was vor allem für die Medizin einen ungeheuren Fortschritt bedeutet. Es lassen sich Knochenbrüche, innere Verletzungen an Organen oder am Gewebe diagnostizieren, ohne den Körper öffnen zu müssen. Mediziner weltweit führen diese Diagnosemethode begeistert ein. Schon um 1900 verfügen viele Krankenhäuser über die entsprechenden Apparaturen.



Fortsetzungsgeschichte

Seine neue Wohnung. Während er in Gedanken durchzählte, wie oft er nach Lüneburg fahren musste, um ein Bleibe zu finden, steuerte eine Gruppe von Jugendlichen auf ihn zu. „Alter, weißt du, wann der 14er fährt?“

„Nein, ich bin nicht von hier.“
„Und was chillst du dann hier rum?“
Er zögerte, wusste nicht so richtig, was er sagen sollte. Schließlich wollte er keinen Ärger. Die Gang bestand aus fünf Jungs. Drei von

ihnen sahen älter aus, zwei schienen etwas jünger zu sein. Aber von



von **Gesche Hollweg**

Teil 5

der ganzen Art her nahmen sie sich nichts.
„Ey, du bist doch krank!“
Er hatte zu lange gewartet mit seiner Antwort. Jetzt musste er reagieren. Doch jemand anderes kam ihm zuvor.
„Digga, meine Mutter ist krank,

darüber macht man keine Witze!“

Der Junge, der jetzt sprach, war ein bisschen schwächer als die Anderen und jünger. Vielleicht 13 Jahre alt. Doch vorlaut genug, um gegen zu gehen.

„Was willst du?“
Der scheinbare Anführer hatte sich abgewandt und sprach in abfälligem Ton zu dem kleineren.

„Sie hat Krebs.“
Die Stimme des Jungen zitterte. Ganz leicht, so dass man es nur hören konnte, wenn man aufmerksam und sensibel zuhörte.

„Sie hat vielleicht zu viele Krebse gefressen!“

Die Gruppe lachte. Nicht einmi-

schien, bloß nicht einmischen. Es fiel ihm schwer, die Szene einfach so mit anzusehen, aber was sollte er tun. Er ließ seinen Blick schweifen und wandte sich von den Jugendlichen ab. Ihre Worte blieben ihm nicht erspart.

„Nur weil du keine Mutter hast, brauchst du dich nicht über meine lustig machen!“

Er versuchte wegzuhören. Unbeteiligt zu wirken. Cool. Doch es ging immer weiter.

„Ich mach mich lustig über wen ich will!“

„Bis du selber mal krank bist, dann kümmerst dich nämlich keiner um dich.“

Dafür, dass man dem Kleinen seine

Unsicherheit eben noch anmerken konnte, war er jetzt ganz schön taff.

Ein anderer Junge mischte sich ein. „Lass gut sein. Geht die doch nichts an, was mit unserer Mutter ist.“

Hatten nicht eben noch alle außer dem einen gelacht? Wie konnte es sein, dass es sich bei der betroffenen Frau um die Mutter von zwei der Jungs handelte? Kann einem eine kranke Mutter denn so egal sein? Noch bevor die Situation eskalierte, kam ein Bus, in den die ganze Gruppe einstieg. Krankheit und Gesundheit sind wirklich nicht nur Themen für alte Leute und Grundschüler, dachte er. Denn manchmal ist man schneller betroffen, als man denkt.